

Objektbeschreibungen (eine Auswahl)

## Die ersten Europäer

Habsburger und andere Juden – eine Welt vor 1914

Eine Ausstellung des Jüdischen Museums Hohenems

25. März bis 5. Oktober 2014

Kuratiert von Felicitas Heimann-Jelinek und Michaela Feurstein-Prasser

### Objekt 05 (Katalogseite 77/78)

#### Wiener Memorbuch der Fürther Klaus-Synagoge

Wien und Fürth, 1633 – 1932

Buchmalerei und Handschrift auf Pergament

Aufgeschlagen: Blatt 12b.13a

Jüdisches Museum Franken, Inv. Nr. 2/98

Memorbücher sind synagogale Gebetbücher, die zumeist aus einer liturgischen Gebetssammlung, einem Nekrologium und einem Martyrologium bestehen. Sie tradieren Geschichte, indem sie an Namen und Todesdaten von Märtyrern zur Zeit der Kreuzzüge erinnern, an Orte der Verfolgung, an lokale Gemeindemitglieder und an Persönlichkeiten, die für die Allgemeinheit des Judentums Bedeutung hatten.

Der erste Eintrag des Wiener Memorbuchs stammt aus dem Jahr 1633. Die Namen der Kaiser Ferdinands III. und seiner Gattinen sowie Leopolds I. im Gebet für den Landesfürsten belegen die Verwendung in Wien durch die Zeit des von 1625 bis 1670 bestehenden Ghettos ebenso wie die Namen zahlreicher Persönlichkeiten der Wiener jüdischen Gemeinschaft. Das Buch gehörte wohl der Familie Fränkel, die gemeinsam mit allen anderen Wiener Juden 1670 aus der Stadt vertrieben wurde. Mitglieder der Familie konnten sich in Fürth niederlassen, wo Bärman Fränkel 1707 die Klaus-Synagoge stiftete. Das Wiener Memorbuch wurde so zum Memorbuch der Fürther Klaus-Synagoge.

Seite 13a der Handschrift gibt in kunstvoller Gestaltung den Beginn von „Lecha dodi“ wieder, des Eingangsliedes für den Schabbat. Das mystische Lied, in dem die „Prinzessin Schabbat“ gemäß *kabbalistischer* Tradition mit der Gegenwart Gottes identifiziert wird, wurde im 16. Jahrhundert von dem *sefardischen* Dichter Schlomo Alkabetz in Safed verfasst. Dass es sich ein halbes Jahrhundert später im Wiener Memorbuch findet, zeigt seine rasche Verbreitung und auch die Akzeptanz in der *aschkenasisch*-jüdischen Welt.

## Objekt 19 (Katalogseite 121)

### **Cäcilie Freiin von Eskeles**

Friedrich von Amerling (1803–1887)

Wien 1832

Öl auf Leinwand

Germanisches Nationalmuseum, Inv. Nr. Gm 913

Cäcilie von Eskeles (1760 Berlin – 1836 Wien) war das neunte Kind des jüdischen Bankiers Daniel Itzig (1723 – 1799) aus Berlin und seiner Frau Marianne Miriam geb. Wulff (1725 –1788). Sie erhielt eine umfassende Bildung, besonders auch auf musikalischem Gebiet. Im Jahre 1799 heiratete sie Bernhard Freiherr von Eskeles (1753–1839) und lebte fortan in Wien. Bernhard Eskeles spielte im Wiener Wirtschaftsleben eine bedeutende Rolle: Er war Teilhaber des Bankhauses Arnstein und Eskeles, Finanzberater von Joseph II. und Franz II. sowie 1816 Mitbegründer der Österreichischen Nationalbank.

Cäcilie Eskeles war – wie ihre Schwester Fanny von Arnstein – eine der bedeutendsten Wiener Salonièren, deren kultureller Hintergrund die Berliner Aufklärung war. Bei ihr verkehrten prominente Politiker, Dichter, Musiker, Philosophen und Publizisten. Sie setzte sich aber auch für zahlreiche wohltätige Zwecke ein, ohne Ansehen der religiösen oder sozialen Herkunft. Ihr gesellschaftliches Selbstbewusstsein spiegelt sich in vorliegendem Porträt wider. Für sie war es selbstverständlich, sich von einem der berühmtesten Porträtisten der Wiener High Society, Friedrich von Amerling, porträtieren zu lassen: Das Porträt spiegelt klar zwei neue Ideale: den Wert der Familie – sichtbar an dem kleinen Bild zweier Kinder in ihrer Hand – und den Wert von Bildung, worauf die im Hintergrund liegenden Bücher verweisen. Ihre Kleidung drückt Wohlstand aus, aber auch den Anspruch à la mode zu sein. Ihre Haare sind zwar bedeckt, allerdings entspricht der Hut dem Zeitgeschmack und keineswegs dem „Dress-Code“ orthodoxer jüdischer Frauen.

## Objekt 21 (Katalogseite 125)

### **Modell der Lokomotive Austria**

Wien, 1937

Hergestellt von: Modellbauwerkstätten Karl Kontrus und Friedrich Lorenzi

Metall, Technisches Museum Wien, Inv. Nr. 40365/1

Die ersten Lokomotiven, die auf der Kaiser Ferdinands–Nordbahn zum Einsatz kamen, wurden in der Fabrik George Stephenson's in Newcastle produziert und in Einzelteilen nach Triest verschifft. Von dort aus wurden sie mühsam mit dem

Pferdefuhrwerk über den Semmering nach Wien gebracht. Die „Austria“ führte den Eröffnungszug der Kaiser Ferdinands–Nordbahn von Floridsdorf nach Deutsch–Wagram. Bald mussten die Lokomotiven durch stärkere Maschinen ersetzt werden, da sie dem steigenden Verkehrsaufkommen und der dadurch nötigen größeren Anzahl an Wagons nicht standhielten.

Am Beginn der Nordbahn stand der Techniker Franz Xaver Riepl, der bereits 1829 ein Konzept für eine Bahnverbindung – allerdings noch mit Pferdeeisenbahnen – quer durch die Monarchie vorlegte. Kaiser Franz I. stand der Eisenbahn sehr skeptisch gegenüber, erst sein Nachfolger Ferdinand „der Gütige“ war für diese neuen Ideen offener; allerdings schien auch die Aufbringung der Kosten für ein solches Unterfangen unmöglich zu sein. Als Finanzier konnte schließlich Salomon Mayer Rothschild gewonnen werden, der, unterstützt von Heinrich Sichrovsky, dem ersten Generalsekretär der Kaiser Ferdinands–Nordbahn, am 4. März 1836 das ausschließliche Privileg zur Errichtung der Eisenbahn zwischen Wien und Bochnia, erhielt. Baubeginn war im April 1837. Bereits im November desselben Jahres kam es zu Probefahrten zwischen Floridsdorf und Deutsch–Wagram. Die Eröffnung der Strecke Wien, Nordbahnhof – Brünn erfolgte am 7. Juli 1838 unter Beisein des Kaisers, dem zu Ehren die Bahngesellschaft seinen Namen trug. 1906 wurde die Kaiser Ferdinands–Nordbahn verstaatlicht.

## Objekt 25 (Katalogseite 133/135)

### **Tora–Mantel / Meil**

Wien 1857/58

Seide, Baumwolle

Jüdisches Museum Wien, Slg. IKG, Inv. Nr. 3323

Der Tora–Mantel wurde der Wiener jüdischen Gemeinde von Ignatz von Hofmannsthal zu Ehren seines 1759 im böhmischen Prostibor geborenen Vaters Isaak Löw Hofmann gestiftet. Dessen Verdienste um die österreichische Industrie wurden ihm mit der Erhebung in den erblichen Adelstand gelohnt. Sein Wappen zeigt einen Steinadler mit sechs Pfeilen, seine verschiedenen wirtschaftlichen Projekte symbolisierend, eine Spendenbüchse, die für sein Engagement in der Armenbetreuung steht, ein Maulbeerbaumblatt mit einem Seidenwurm, auf sein umfangreichstes Unternehmenweisend, und die Gebotstafeln als Zeichen seiner religiösen Identität.

Hofmannsthal gehörte zu jenen „Herren Tolerierten“, die bis zur offiziellen Anerkennung der Israelitischen Kultusgemeinde im Jahr 1852 die Repräsentanten der Juden gegenüber den Behörden waren. Der Name des Urgroßvaters von Hugo von Hofmannsthal bleibt untrennbar mit der Gründung des Wiener Stadttempels verbunden. Hartnäckig hatten er und die anderen Vertreter der jüdischen Gemeinschaft der Landesregierung das Zugeständnis zum Bau des Gotteshauses abgetrotzt. Zwar musste es sich hinter einer unauffälligen Häuserfassade verstecken,

doch stellte die Einweihung 1826 einen wichtigen Schritt auf dem Weg zur gesellschaftlichen Integration dar. Davon zeugte auch die Anstellung der beiden Männer, die den jüdischen Gottesdienst Wiens zeitgemäß adaptieren sollten: Isak Noa Mannheimer aus Kopenhagen als, auch säkular hoch gebildeter, Prediger und Oberkantor Salomon Sulzer aus Hohenems, der als Sakralmusiker in der „Hauptstadt der Musik“ erfolgreich werden sollte. Gemeinsam schufen sie mit dem „Wiener Ritus“ eine synagogale Liturgie für die gesamte Monarchie.

### Objekt 26 (Katalogseite 137)

#### **Tora-Krone / Keter**

Wien um 1855

Silber, teilweise vergoldet, Halbedelsteine, Glassteine

Meister: C. Simon

Sammlung Ariel Muzicant, Wien, Inv. Nr. 169

Die neogotische Doppelkrone wurde für die 1851 errichtete große Synagoge der Gemeinde Kolozsvár (dt.: Klausenburg, heute: Cluj) in Siebenbürgen gestiftet. Einige wenige Sefarden hatten sich hier unter osmanischer Herrschaft angesiedelt, doch vor der josephinischen Toleranzgebung waren aschkenasische Juden nur in Karlsburg, heute Alba Iulia, zugelassen. Zu einem größeren Zuzug von Juden kam es erst im Zusammenhang mit der 1848er Revolution durch Einwanderer aus Galizien, der Bukowina und aus Ungarn.

Erster Rabbiner war Hillel Lichtenstein, Absolvent der Jeschiwa in Pressburg, der Talmud-Akademie des Moses Schreiber, auch als Chatam Sofer bekannt. Streng orthodox, überwarf er sich mit dem Oberrabbiner Siebenbürgens und wurde schon 1854 durch Philipp Feisch Fischman ersetzt, ebenfalls ein Schüler Sofers. Möglicherweise wurde über ihn ein Wiener Silberschmied mit der Herstellung der Prunk-Krone betraut, denn Fischman hatte gute Verbindungen zur Wiener Orthodoxie. Nachdem Fischman nach Pressburg berufen wurde, folgte ihm Avraham Glasner im Amt, ihm sein Sohn Mose Glasner, diesem der Enkel Akiva. Während ihrer Wirkungszeit etablierten sich auch eine Neologen-, das heißt Reformgemeinde, sowie eine chassidische Gemeinde. Akiva Glasner blieb Klausenburgs orthodoxer Rabbiner bis zur Vernichtung 1944, nachdem die Stadt wieder an Ungarn angeschlossen und unter deutscher Verwaltung war. Das in der Stadt errichtete Ghetto, in dem 18.000 Juden aus der Region zusammen gepfercht wurden, wurde mit sechs Deportationszügen nach Auschwitz liquidiert.

## Objekt 31 (Katalogseite 147–149)

### **Tafelaufsatz in Form des Salomonischen Tempels mit der Königin von Saba**

Aachen, um 1880

Gold, Edelsteine, Email, Ebenholz

Meister: Reinhold Vasters

Sammlung Dr. David und Jemima Jeselsohn, Schweiz

Der Tafelaufsatz stellt den Besuch der Königin von Saba bei König Salomo dar. Die Geschichte aus dem ersten Buch Könige war Inspiration für die opulente Gestaltung dieses Objekts, zu dem sind Skizzen erhalten, die Auskunft zum Dekor geben. Die Vermischung von Sinnbildern des christlichen Mittelalters mit zweideutigen Attributen und Symbolen des damals beliebten Orientalismus ist Programm. Reinhold Vasters (1827, Erkelenz – 1909, Aachen), Goldschmied an der Aachener Peterskirche und lange unerkannter Fälscher von „Renaissance“ Stücken folgte hier der Mode.

Erst in der Romantik wurden Darstellungen biblischer Szenen an die Gegebenheiten oder vielmehr an die westliche Phantasie vom Orient angepasst. Jüdische wie nichtjüdische europäische Künstler waren vom Orient fasziniert und brachten ihre Imaginationen in ihre orientalistischen Schöpfungen ein.

Auch in der Musik war der Orientalismus virulent. In Wien genoss eine dem Sujet des vorliegenden Objekts gewidmete Oper größte Aufmerksamkeit: 1875 konnte Carl Goldmark (1830, Keszthely – 1915, Wien) seine „Königin von Saba“ auf die Bühne bringen. Beim Publikum war dieses Werk nach einem Libretto von Salomon Hermann von Mosenthal so beliebt, dass es bis 1938 an 277 Abenden gespielt wurde. Der ungarische Komponist entstammte der Familie eines jüdischen Kantors, eine jüdische Herkunft bestritt er jedoch stets. Dennoch hatte er das Stereotyp zu bekämpfen, er beherrsche nur einen „jüdischen“ Ton. Diesem Vorwurf versuchte er mit Stoffen aus dem keltischen Sagenkreis entgegenzutreten.

## Objekt 37 (Katalogseite 161)

### **Plakat: Dringende Warnung an alleinreisende Mädchen!**

Berlin, 1906

Grafiker: Otto Goetze

Wienbibliothek, Inv. Nr. P-13259

Wie heute blühte auch um 1900 in Europa der Handel mit Frauen. Zahllose junge Mädchen, vor allem osteuropäisch-ländlicher und proletarischer Herkunft, versuchten ihrer ausweglosen sozialen Situation zu entkommen. In der Hoffnung auf Arbeit machten sie sich auf den Weg in die west- und mitteleuropäischen Metropolen, wo sie Mädchenhändlern in die Hände fielen. Die nichtjüdischen wie

jüdischen Händler tarnten sich als Arbeits- oder Heiratsvermittler oder auch als Bräutigame. Oft lauerten sie den Mädchen oder deren Eltern bereits in ihrer osteuropäischen Heimat auf und versprachen, sich der Mädchen anzunehmen. Für den Großteil der Betroffenen bedeutete dies den Anfang vom Ende. Rechtlos und von ihren vermeintlichen Wohltätern abhängig, landeten Zehntausende Mädchen in Bordellen diesseits und jenseits des Atlantiks. Den Kampf gegen das Geschäft mit dem Mädchenhandel zeigt das vorliegende Plakat des Vereins „Heimat“, der von Emilie Kühnelt, geb. Kohn, und Berta Frankl-Schreiber gegründet wurde.

Aktionen auf Bahnhöfen, wie sie aus der Plakatbeschriftung hervorgehen, wurden auch von der österreichischen Frauenrechtlerin Bertha Pappenheim (1859 – 1936) organisiert. Die auch unter dem Pseudonym „Anna O.“ als Patientin Sigmund Freuds bekanntgewordene Bertha Pappenheim unternahm als erste Vorsitzende des Jüdischen Frauenbunds etliche Reisen zur Begutachtung der sozialen Lage jüdischer Mädchen außerhalb Westeuropas. 1907 gründete sie das Mädchenwohnheim Neu-Isenburg in Hessen zur Aufnahme unehelicher oder von der Prostitution bedrohter jüdischer Mädchen. Es sollte zum Vorbild jüdischer Sozialarbeit werden. Pappenheim starb sechs Jahre bevor die Bewohnerinnen des Heims 1942 nach Theresienstadt deportiert wurden.

**Objekt 38 (Katalogseiten 163, 165, 167)**

### **Fotoalbum der Familie Erdheim**

Wien, Ende 19./Anfang 20. Jh.

Karton; schwarz-weiß-Fotos, handschriftlich beschriftet

Privatsammlung Claudia Erdheim, Wien

Die Familie Erdheim kommt aus Boryslaw, wo es Moses Hersch Erdheim (1842–1921) zu einem kleinen Vermögen gebracht hatte. Er war nicht nur Erdöl-Grubenbesitzer, sondern besaß auch eine Erdölraffinerie und ein Brauhaus. Er hatte mit seiner Frau Esther fünf Söhne. Da die Familie wohlhabend war, besaß sie auch einen Fotoapparat, mit dem die Söhne Anfang des 20. Jahrhunderts ihr Leben und das Leben ganz allgemein in Borylsaw und Drohobycz dokumentierten. Das Album beinhaltet nicht nur Familienfotos, sondern auch Fotos der harten Lebensumstände der Arbeiter der Erdölindustrie.

Boryslaw war bis ungefähr 1860 ein kleines Dorf am Fuße der Karpathen. mit etwa 600 Einwohnern. Das änderte sich schlagartig mit der Entdeckung von Erdöl, 1886 hatte Boryslaw bereits über 9.000 Einwohner, wovon 80 % Juden waren. Diese Erdölindustrie machte einige wenige sehr reich, zog aber auch einen enormen Pauperismus nach sich. Die Zustände in Boryslaw waren so katastrophal, dass Boryslaw den Beinamen „Boryslawer Hölle“ bekam.

Saul Raphal Landau widmete in seiner Publikation „Unter jüdischen Proletariern“ ein Kapitel der Stadt Boryslaw. Landau, 1870 in Krakau geboren, publizierte schon früh nationaljüdische Aufsätze. Er wurde leidenschaftlicher Zionist, Mitstreiter und engster Vertrauter Theodor Herzls. Nach dem Zerwürfnis mit Herzl konzentrierte Landau seine zionistische Agitation auf die Arbeiterschaft.

Fokus seines Buches war das jüdische Leben im „Osten“, mit dem Ziel, eine Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen der jüdischen Arbeiter zu erreichen. Um die Jahrhundertwende verschlechterte sich die Situation in Boryslaw zunehmend, sodass zahlreiche Juden in die USA bzw. nach Palästina emigrierten.

### Objekt 40 (Katalogseite 173)

#### **Abzeichen aus dem Ersten Weltkrieg**

Metall, gegossen, emailliert

Österreich-Ungarn, 1914

Sammlung Ariel Muzicant, Wien, Inv. Nr. 909

Dieses Abzeichen zeigt das lorbeerbekränzte Haupt Kaiser Franz Josephs I., montiert in einen schwarz- gelb emaillierten Davidsstern. Die Anstecknadel stammt aus einer Serie patriotischer Abzeichen, die für die kriegsbegeisterten Juden der Habsburger Monarchie, aber auch des deutschen Kaiserreichs, zu Beginn des Ersten Weltkriegs von der Gablonzer Schmuckindustrie gefertigt worden waren. Wer der Auftraggeber für diese Buttons war, ist unklar. Das Kriegs-Hilfsbüro des k. k. Ministeriums des Innern ließ zahlreiche Kriegs-Memorabilia produzieren, die bei der kriegsbegeisterten Bevölkerung zu Beginn des Krieges reißenden Absatz fanden. Allerdings findet sich vorliegendes Objekt nicht in dessen Verzeichnissen.

Diese Anstecknadel ist Ausdruck der Loyalität der österreichischen Juden gegenüber der Habsburger Monarchie. Die Welle des Patriotismus, die nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs in Österreich-Ungarn ausbrach, erfasste auch weite Teile der jüdischen Bevölkerung. Die Befürwortung des Krieges und die Teilnahme daran bot Gelegenheit, die Treue zum Herrscherhaus unter Beweis zu stellen. Durch die aktive Teilnahme am Ersten Weltkrieg meinten viele Juden, den antisemitischen Vorurteilen entgegentreten zu können. Überdies war für den Großteil der Juden in der Habsburger Monarchie dieser Krieg ein „gerechter Krieg“ gegen das Russische Reich, in dem es immer wieder zu Pogromen gegen die jüdischen Gemeinden kam.

## Objekt 41 (Katalogseite 175, 176)

### **Blick auf mein Leben – Entwurf einer Autobiographie**

Stefan Zweig

Petropolis, 1941

Manuskript, Papier, Tinte

Library of Congress, Washington, D. C., Manuscript Division, Stefan Zweig Papers, MMC-1604

Stefan Zweig wurde am 28. November 1881 in Wien als Sohn des jüdischen Textilfabrikanten Moritz Zweig und dessen Frau Ida geboren. Der Vater stammte aus Mähren, die Mutter, eine geborene Brettauer, wurde in Ancona geboren und gehörte zu einer über die ganze westliche Welt verstreuten Bankiersfamilie mit Hohenemser Wurzeln.

Nach dem Abschluss seines Romanistik- und Germanistik-Studiums 1904 beschäftigte sich Zweig intensiv mit der europäischen Literatur und unternahm Reisen in zahlreiche europäische Länder, aber auch nach Indien, Nordafrika und Amerika. Bereits vor dem Krieg machte sich Zweig Gedanken zu Europa, jedoch bestand sein Europabegriff zunächst aus einem begeisterten Interesse vor allem an der französischen und belgischen Literatur. Während des Weltkriegs verbrachte er den Großteil seiner Zeit in der Schweiz. Dort stand er in engem Kontakt mit Romain Rolland und James Joyce, aber auch mit Émile Verhaeren, Sigmund Freud, Arthur Schnitzler und Maxim Gorki. Nach dem Ersten Weltkrieg machte sich Zweig zunehmend Gedanken zu einem politisch und ökonomisch vereinten Europa.

Stefan Zweigs Autobiographie „Die Welt von Gestern“, mit dem Untertitel „Erinnerungen eines Europäers“, entstand in den letzten Exil-Jahren (von 1939 bis 1941) vor seinem Freitod in Petropolis, Brasilien, und erschien posthum 1942 in Stockholm. Der ursprüngliche Titel lautete „Blick auf mein Leben – Entwurf einer Autobiographie“. Wie er in seinem Vorwort schrieb, ging es Zweig weniger darum, sein persönliches Leben, sondern die Geschichte seiner Generation darzustellen.